

# Kalkutta

Autor(en): **Jacobs, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein**

Band (Jahr): **100 (1991)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-553875>

## **Nutzungsbedingungen**

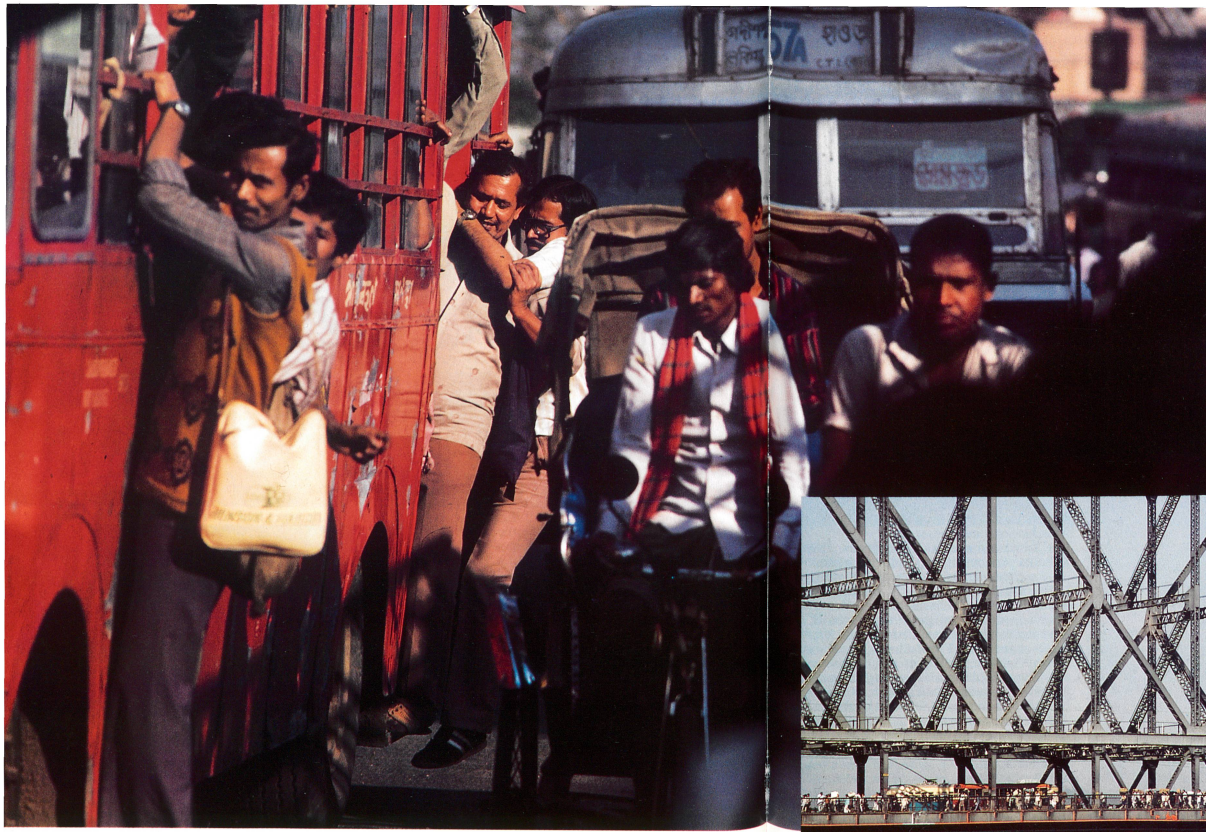
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



**ICH** werde immer tiefer in den Bus gestossen, immer enger an die Mitpassagiere gepresst. Unsere Haut berührt sich, reibt sich. Alle sind freundlich. Sie stossen, aber sie drängen nicht. Mein schwitzender Körper drückt gegen einen kleinen, dünnen Mann, der aussieht, als wäre er 150 Jahre alt. Die Nähe raubt mir den Atem. Besser: Mein Atem mischt sich mit dem Atem der anderen und schafft eine erstickende Nähe. Wenn der Bus über ein Schlagloch fährt oder bremst, halten wir uns alle am allernächsten Nachbarn fest.

Bei jedem Halt steigen mehr Leute ein als aus. Der Bus ist schon lange überfüllt, und immer ist noch Platz für einen weiteren Passagier. Ich fahre glücklicherweise zur Endstation. Ich kann nicht sehen, wo ich bin, und wer aussteigen will, muss schon drei Haltestellen davor damit beginnen, sich zur Türe vorzuarbeiten. Die Sitze sind schmal und werden von drei Personen gleichzeitig besetzt. Am Fenster sitzt es sich am besten. Das Hinauslehnen ist erfrischend. Im Bus

BITTE UMBLÄTERN

*Verkehr ist in Kalkutta gleichbedeutend mit Chaos. Die Verkehrswege bedecken nur sechs Prozent der Fläche der Stadt. In anderen Städten sind es rund zwanzig Prozent.*



# KALKUTTA

Leo Jacobs hat sich ganz bewusst der Berührungsangst bei der Begegnung mit den Unberührbaren dieser Stadt gestellt. Er arbeitete in einem Waisenhaus, putzte in Mutter Teresas Heim für Sterbende Böden und Fenster, begleitete einen Slum-Arzt. Der Fotograf Peter Mosimann lebte mehrere Wochen mit den Riksha-Fahrern zusammen.

# KALKUTTA



fahren vor allem Männer; nur wenige, vorwiegend alte, Frauen. Soweit ich feststellen kann, gibt es keine Vorzugsbehandlung. Keine Unterschiede zwischen Religionen, Kasten, Farben und Klassen. Alle sind gleich im Bus. Alle werden gestossen, alle sind berührbar.

Die Leute schauen zu mir hin. Ich kann sie anlächeln, kann sie entwaffnen, und spüre, wie ich angenommen werde. Die Tatsache, dass ich offenbar der einzige bin, der sich eingewängt und verschwitz fühlt, macht mir mein Fremdsein bewusst.

Der Bus bleibt viel öfters im Verkehr stecken, als dass er tatsächlich fährt. Das gibt mir Gelegenheit, mich mit einem der beherrschenden Elemente des indischen Gemeinschaftslebens vertraut zu machen: dem engen Kontakt im wörtlichen, physischen Sinn zwischen den Mitgliedern dieser Gemeinschaft. Für jemanden aus dem westlichen Teil der Welt verlangt das ein grosses Mass an Anpassung. Die Nähe, und das nicht nur im Bus, ist nahezu erdrückend hier. Hier in Kalkutta, der grössten Stadt Indiens mit über 12 Millionen Einwohnern, von denen eine Million auf der Strasse und zwei bis drei Millionen auf engstem Raum in Slums leben.

Ausländer umfahren Kalkutta gewöhnlich. Es ist offensichtlich nicht der Ort, der Gewähr bietet für Sofort-Unterhaltung und Kreditkarten-Komfort, die Markenzeichen der Städte im Westen. Kalkutta hat keine Annehmlichkeiten dieser Art.

Das Schicksal hat es nicht gut gemeint mit Kalkutta. Kriechend, zuckend, sich dehnend ist die Stadt in den vergangenen vierzig Jahren zum Albtraum eines Stadtplaners geworden. Die Probleme sind schneller gewachsen als die Lösungen. Primäre menschliche Bedürfnisse waren die treibende Kraft dieser chaotischen Entwicklung. Dürre und Hunger trieben Millionen von Menschen aus Bangladesch und den angrenzenden indischen Bundesstaaten nach Kalkutta. Überschwemmungen unbeschreiblichen Ausmasses zerstörten die Ernten und schwebten auf den Flüchtlingswellen Epidemien in die Stadt.

Kein Stadtplaner, der seine fünf Sinne beisammenhat, würde heute auf die Idee kommen, in dieser Tiefebene eine Siedlung anzulegen, und zieht man Klima und Ressourcen in Betracht, so mag Kalkutta kaum als funktionierende Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts gelten. Dem, der sie nicht kennt, zeigt sich die Stadt in ihrer extremsten Form: das Gesicht zerkratzt und versehrt, der Körper geplagt von Altersbeschwerden. Wäre die Stadt ein Schiff, so wäre es kaum seetüchtig. Wäre sie ein Herz, so würde es, nach einer Reihe von Bypass-Operationen, nur unregelmässig schlagen.

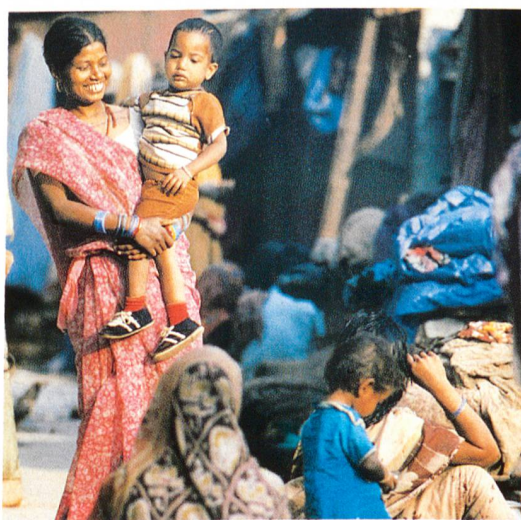
Es gibt aber ein anderes Gesicht dieser Stadt und ihrer berüchtigten Slums, und obschon alles, was bisher gesagt wurde, stimmt: Kalkutta lebt – allen Unerträglichkeiten und allen Untergangsbeschwörungen zum Trotz. Die seltsame Alchimie, die die Stadt ungeachtet der verfallenen Infrastrukturen und des Elends ihrer Bewohner besitzt: Man



spürt sie sofort. Der Lebensnerv ist intakt, erhalten dank einer dicht mit der Stadt verwobenen Kultur. Je mehr man mit den Einwohnern spricht, je mehr sich auf sie einlässt, desto mehr wird man sich bewusst, dass es in Kalkutta der Geist ist, der die Sicht der Wirklichkeit bestimmt. Sonst müssten Stress und Müdigkeit jeden Schritt des Lebens zur Qual machen. Ich musste mich dieser Sicht zuerst öffnen und war zunächst nach jedem Schritt, den ich tat, in der Tat erschöpft. Um sich in Kalkutta wohl zu fühlen, um in Kalkutta zu leben, muss man lernen, die funktionelle Wirklichkeit dieser Stadt zu ignorieren.

«Je mehr der Westen seinen Glauben an den Menschen verliert, je mehr er dem Materialismus erliegt, desto mehr wird er von Kalkutta als lebender Verkörperung einer anderen, einer Dritt-Welt-Sicht des Lebens angezogen», sagt der Schriftsteller Chidananda Das Gupta in einem Gespräch in seinem engen Büro beim «Calcutta Telegraph». Während ich noch damit beschäftigt bin, seinen Namen korrekt zu Papier zu bringen, wendet er sich gegen die westlichen Kritiker, die nur die Oberfläche sehen und die ausserordentliche Überlebensfähigkeit der Stadt nicht wahrhaben wollen.

Tatsachen, sowohl das ganze Land betreffende als auch persönliche, werden in Kalkutta offen dargelegt. Die Stadt hat eine seltsame nackte Ehrlichkeit, die entblösst, ohne zu verstecken, aber auch ohne zu entwürdigen oder zu beschönigen. Armut gibt es in jeder Stadt, aber die europäische Stadt verdrängt sie, wenn immer möglich, in die Aussenbezirke, an den Rand.



Die ständige Präsenz der Bettler – es gibt deren viele, aber nicht annähernd so viele, wie man aufgrund der Schreckensberichte in den westlichen Medien erwarten würde – setzt den Besucher der brutalen Ehrlichkeit der Armut aus, die in dieser Stadt herrscht. Jeder hat seine Geschichte, jeder sein eigenes Schicksal, und jeder ist noch so gerne bereit, sie dem Fremden zu erzählen, mit Augen, die nicht für Rupien, sondern für Verständnis betteln. Es gibt auch solche, die keine Worte brauchen: Als ich am Indian Museum an der Chowringhee, der teuersten Einkaufsstrasse in Kalkutta, vorbeigehe, sehe ich einen Mann am Boden, völlig verkrümmt, den Rücken gewölbt, den Kopf unter Schmutz und Schutt begraben. Er trägt

*Die Vielzahl der Verkehrsmittel: Fahrräder, Rikschas, Auto-Rikschas, Wagen, Lastwagen, Busse, Karren und die ziellos umherwandernden Heiligen Kühe schaffen ein verwirrendes und lärmiges Durcheinander. Gleichzeitig ist die Strasse für viele der Ort, wo sie wohnen, wo sie ihre Mahlzeiten zubereiten, Kehrichthaufen nach Brauchbarem absuchen und, wie die Rikschafahrer über ihren Fahrzeugen, die verdiente Ruhe geniessen. Wer auf der Strasse lebt, hat, wie die auf den Arzt wartenden Leprakranken auf unserem Bild links unten, seinen festen Standort.*

BITTE UMBLÄTTERN

# KALKUTTA

*Ausser in der Mon-  
sunzeit zwischen  
Mai und Juli, gilt  
das Leben auf der  
Strasse als recht  
angenehm. Unter-  
suchungen haben  
gezeigt, dass viele  
Einwohner das,  
was sie verdienen,  
lieber für andere  
Bedürfnisse als für  
ein Dach über dem  
Kopf ausgeben.  
Neuankömmlin-  
gen, die Arbeit  
suchen, bleibt gar  
nichts anderes  
übrig, als auf der  
Strasse zu wohn-  
en, bis sie genü-  
gend Geld und  
das Glück haben,  
in einem Slum  
Unterschlupf zu  
finden. Die gröss-  
ten Elendsvier-  
tel befinden sich  
am Hoogly-  
Delta, einem  
Nebenarm des  
Ganges. Ob-  
schon die sozial-  
istische Regie-  
rung von Bengalen  
grosse Anstrengun-  
gen unternimmt,  
um die sanitären  
Bedingungen zu  
verbessern, stellt  
die verschmutzte  
Wasserversorgung  
immer noch ein  
riesiges Problem  
dar. Der Fluss  
dient als Abfall-  
kübel und Wasch-  
becken, und  
gleichzeitig wird  
das Wasser zum  
Kochen und als  
Trinkwasser  
benützt. Die mei-  
sten Einwohner  
leiden deshalb an  
chronischen Ver-  
dauungsstörungen,  
die, vor allem bei  
Kindern, lebensbe-  
drohliche Formen  
annehmen können.*

nur einen Dhoti. Sein Körper ist dünn, scheint jung. Dort, wo der Kopf sein sollte, greifen die Hände zurück und formen sich, die Flächen berühren sich kaum, zum Namaste, zum Gebet. In der Geste liegt ein herzergreifendes und doch stolzes Moment der Anflehung.

Kalkutta kennen heisst seine Slums kennen. Durch den verschlungenen Irrgarten wandeln, in dem das Leben dieser Stadt pulsiert, und wo sich, schräg und verwinkelt, Blech- und Ziegeldächer aneinanderdrängen. Am Anfang erscheint das Slumleben fast unerträglich. Überall ist nur das Allernötigste vorhanden. Es gibt keinen wie auch immer gearteten Überfluss. In diesen Strassen müssen sich Armut und Tugend nicht zieren. Nichts ist banal in dieser Urlandschaft des Überlebens, und die alltäglichen Verrichtungen geschehen mit einer effizienten Routine. Ich rieche in den Gerüchen der schmalen Gassen die ganze Vergangenheit.

Meine Einführung geschieht durch eine Gruppe von Studenten der Universität Kalkutta – die grösste Universität der Welt übrigens –, die die demographischen und sozialen Strukturen dreier Slums rund um die Bahnhöfe von Howrah und Sealdah untersucht haben. Slumleben, erzählen sie mir, ist sozial dicht gewoben, beladen mit Werten, oft bedrückend, aber niemals einsam. Für mein westliches Auge sehen die Slums wie vorübergehende Unterkünfte aus. Ich bin etwas überrascht, als ich höre, dass die meisten Einwohner seit durchschnittlich 15 Jahren hier leben und selten einen Slum verlassen, um in einen anderen zu ziehen. Die meisten sind jung, vier Fünftel unter 35 Jahre alt – ein Spiegelbild der Situation im übrigen Land. Die Lebenserwartung in Indien ist wesentlich kürzer als bei uns; man beendet die Schule früher, beginnt früher zu arbeiten, heiratet früher und bekommt rasch Kinder.

Die meisten Slumbewohner in Kalkutta sind Hindus und gehören den niederen Kasten an, den Menschen, die nicht mit einem «höheren» Karma gesegnet sind. Es sind die «Unberührbaren», die als «unrein» gelten. Das Karma ist ein wichtiger Grund für das spannungsfreie Zusammenleben in den Slums. Die Armen tragen ihre Armut, die Kranken ihre Krankheit, ohne sich aufzulehnen. Niemand muss sich schämen, das Schicksal hat es so gewollt, und eine Änderung ist kaum herbeizuführen.

Die Stadtverwaltung von Kalkutta führt einen ständigen Kampf um die Verbesserung ihrer Dienste in den Slums, vor allem im Bereich der Hygiene und der Elektrizität, aber auch der Unterstützung medizinischer Programme. Obschon das Heim für Sterbende und die Missionen der Schwestern der Barmherzigkeit von Mutter Teresa zu Recht weltweit anerkannt und bewundert werden,

haben sie doch den falschen Eindruck erweckt, nur Leute aus dem Westen kümmernten sich um die Armen und Kranken Kalkuttas. Indessen sehe ich überall, wo ich hinkomme, soziale Organisationen an der Arbeit, hier eine Augenklinik, dort eine Klinik für Leprakranke oder eine Impfklinik. Doktor Roy, der für die Verwaltung arbeitet, begleitet mich bereitwillig durch die Flyover-Slums unter der Howrah-Brücke. Er macht einmal in der Woche Hausbesuche in diesen Verschlagen, verteilt Medikamente, untersucht die Kinder, gibt Rat. Die Arbeit ist nie zu Ende; im unglücklichen Klima von Kalkutta gibt es unzählige Krankheiten, und medizinische Hilfe ist teuer und unzulänglich.

Ich lerne bei dieser Gelegenheit eine Anzahl überraschend freundlicher Slumbewohner kennen, die oft in tragisch tapferen Umständen leben. Leprakranke und Krüppel, Kinder, die an Brechdurchfall leiden, und blinde Bettler. Viele zeigen mir ihre Gastfreundschaft und laden mich zu ihrem kärglichen Mahl ein. Teilen ist selbstverständlich. Am Abend kehre ich in ein Café zurück, wo ich am Morgen war, um den Kindern des Besitzers etwas mitzubringen, und werde herzlich empfangen. Man ist neugierig zu erfahren, wo ich herkomme, aber gleichzeitig möchte man mir auch etwas über sich erzählen. Ein Familienvater lädt mich nach Hause ein, in eine 15 Quadratmeter grosse Hütte am Flussufer, in der sechs Personen leben. Ausser einigen Fotografien und einer kleinen altarähnlichen Stätte für die Göttin Kali befindet sich nur das Nötigste darin. Ich kann nur Reis und Linsen essen, mein Magen ist überreizt und erträgt nicht mehr, aber die Atmosphäre ist auf wunderbare Weise festlich. Die Kinder zeigen mir mit grossem Stolz ihre einfachen, aus Tuch und Stecken gefertigten Drachen und lassen sie in einer allabendlichen Zeremonie über den Slums mit Dutzenden von anderen Drachen in die Luft steigen.

Das soziale Netz in den Elendsvierteln konzentriert sich auf die Familie und die Nachbarschaft. Privatsphäre ist angesichts der engen Verhältnisse – eine vierköpfige Familie lebt durchschnittlich auf etwa 10 Quadratmetern – praktisch unbekannt. Aber hier ist die Privatsphäre nicht das geheiligte Reich, an das ich gewöhnt bin. Am wichtigsten ist hier die soziale Interaktion zwischen den Nachbarn, in guten wie in schlechten Zeiten. Die Sorge um einen Kranken in der Nachbarsfamilie oder die Freude über die Heirat einer ihrer Töchter wird von allen geteilt. Das Glück des einen bedeutet Glück für alle, das Leid des einen wird von allen getragen.

In den täglichen Verrichtungen der Slumbewohner, vor allem jener, die auf der Strasse leben, liegt eine ruhige Anmut, eine allen eigene Schicklichkeit. Ich bin jeden Tag kurz nach Tagesanbruch, also so gegen halb sechs Uhr, auf der Strasse, unterwegs auf der Suche nach einem Ort, wo ich frühstücken kann. Jedermann ist am Erwachen, Verkehr hat es noch kaum. Die Luft ist verhältnismässig frisch, dick und schwül wird sie erst später. Eigenartigerweise schlafen die Menschen, auch Familien mit Säuglingen und Kindern,

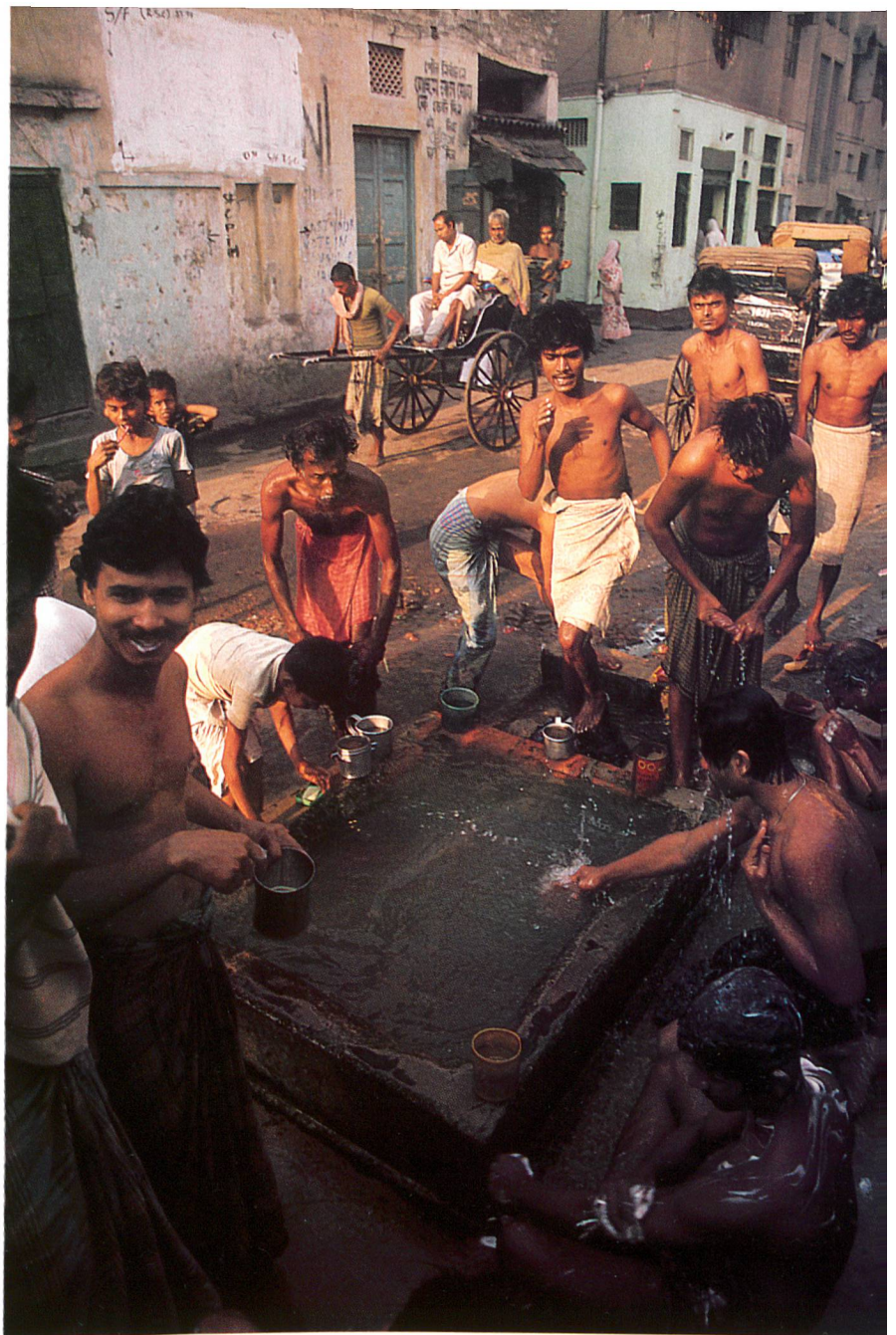
lieber auf dem harten Asphalt als auf dem Stück Rasen, das vielleicht nur wenige Meter daneben liegt.

In der Nähe der Chowringhee schlafen einige noch weiter, obschon an ihren Köpfen Lastwagen und Busse vorüberbrausen. Andere liegen ausgestreckt wach, anstelle eines Kopfkissens die Arme unter dem Kopf, und gucken in die Welt. Denken sie an den kommenden Tag? Erinnern sie sich an einen Traum? Genießen sie die Viertelstunde, bevor sie sich erheben müssen? An den öffentlichen Wasserstellen und -pumpen wäscht man sich eifrig. Andere verrichten im Rinnstein in der Nähe der Kanalisation ihre Notdurft. Wieder andere reinigen die Rinnsteine von Dreck und Wasser, die sich die Nacht über angesammelt haben. Es hat geregnet, einer der letzten Regen der Monsunzeit, und die meisten haben unter einem Stück Plastik oder unter einem Zelt aus Tüchern und Lumpen geschlafen.

Als ich mit angehaltenem Atem an zwei stinkenden Kehrriechkübeln vorbeigehe, bemerke ich neben den Krähen eine, nein zwei Frauen, die nach Resten suchen, um ihre Kinder zu füttern, die geduldig daneben warten. Welch ein Tagesanfang! Mehr als das beeindruckt mich aber doch immer wieder der friedliche Optimismus, den ich in den Gesichtern sehe. Die Menschen sind voller Energie. Den ersten Bettlern, die auf Krücken durch die Strassen humpeln, erscheine ich als ein gutes Omen, und die Kinder lachen und sind fröhlich.

Um das Leben in Indiens Strassen zu verstehen, muss man sich zunächst bewusst sein, dass die Strassen, im Gegensatz zu den Strassen einer europäischen Stadt, nicht da sind, um irgendwo hinzuführen, gibt mir der Architekt Anu Banerji zu bedenken, der mir die historischen Sehenswürdigkeiten von Kalkutta zeigt. In Indien hat die Strasse eine andere Tradition. Sie ist an sich kein Verkehrsweg, sondern einfach ein freier Raum zwischen Häusern oder Basarständen. Sie hat den Charakter eines öffentlichen Lebensraumes, und deshalb, meint Banerji, ist es nicht erstaunlich, dass Neuankömmlinge, die in der Stadt Arbeit suchen, den Raum dazu benützen, um hier zu leben. Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass viele der offenen Strasse, also dem Leben in aller Öffentlichkeit, sogar den Vorzug geben.

Ausgeschlossen von dieser Öffentlichkeit werden nur ganz wenige. Zum Beispiel die Leprakranken. In Indien lebt ein Drittel aller Leprakranken auf der ganzen Welt. Auf 1000 Einwohner trifft es einen. Ein Besuch im Kalkutta-Lepra-Projekt ist eine bedrückende Erfahrung. Leprakranke werden, wie mir Dr. Ganapati, der Direktor des Projekts, erklärt, von den meisten Einwohnern gemieden, weil Lepra immer noch eher als Fluch denn als Krankheit gilt. Wenn Daud Ali Mollah im Bus von seinem Slum hinter dem Howrah-Bahnhof zum Lepra-Projekt fährt, gewähren ihm die anderen Passagiere ungewöhnlich viel Raum. Die soziale Achtung der Krankheit ist im Schwinden begriffen, sagt Dr. Ganapati, und in der Forschung nach



# KALKUTTA

einem Impfstoff sind Fortschritte zu verzeichnen. Daud hat drei leprakranke Kinder, aber nur er ist sichtbar verstümmelt.

Der wichtigste soziale Treffpunkt im Slum ist das Teehaus oder der Teeverkäufer, meistens ein kleiner, dunkler Schuppen, der sich an jeder zweiten Strassenecke und in jeder bevölkerten Gasse findet. Die Besitzer sind für unsere Begriffe arm, aber das spielt hier keine Rolle. Im Nebel des Zigarettenrauches sehe ich Figuren, die sich langsam bewegen, in abwechselnd ernsthaftem und fröhlichem Gespräch. Ich höre verworrene Geschichten mythischen Ausmasses, die ich nicht verstehe und nur staunend aufnehmen kann. Kalkutta bewegt sich zwischen Drama und Dokumentarfilm. Und die Stadt ist göttertrunken. Am wichtigsten sind die Göttinnen Kali und Durga, ihre Verehrung ist tief in der Gesellschaft verwurzelt, verbindet Familien und Gemeinschaft. In den Slums, wo die meisten Bewohner weder lesen noch schreiben können, herrscht eine starke Tradition des Geschichtenerzählens.

Überall in der Stadt bringen Tausende von Menschen der Göttin Kali täglich kleine Opfer dar und bitten um ihren Segen. Sie tragen damit ihr Karma und versuchen gleichzeitig, es zu beeinflussen. Obschon die meisten kaum genügend für sich selbst haben, bleibt immer etwas übrig für die Göttin, das die Brahmanen-Priester wiederum an die noch Ärmeren und Kranken verteilen – eine Masche im sozialen Netz, das unter der Oberfläche der Gemeinschaft wirkt.

Einmal frühmorgens halte ich bei einem der ersten Teehändler, deren Tee schon heiss ist, an. Diese Gegensätze: Menschen, die ihre Schlafstätte auf dem Trottoir verlassen, im Rinnstein ihre Notdurft verrichten, an der Wasserpumpe anstehen, sich unter sorgsamer Wahrung der Schicklichkeit waschen, mit irgendeinem Steckchen die Zähne bürsten und dann zum Teeladen herüberkommen, wo die Nicht-Hindus ihren Tee – sehr britisch – aus kleinen chinesischen Teetassen mit Untertasse trinken. Wir sitzen alle auf den Fersen, die Leute schwatzen, mein Nachbar versucht mir in gebrochenem Englisch zu erklären, was er isst. Es wird gelacht, Kinder liegen ihren Müttern für ein Stück Süssgebäck in den Ohren. Jedermann ist guter Laune, mit Ausnahme vielleicht der beiden Kinder, die draussen vor dem nächsten Laden am Boden sitzen und schon hart arbeiten. Sie rollen Bidis, die beliebten und billigen Zigaretten, die überall geraucht werden. Höchstwahrscheinlich arbeiten sie im Stück- und nicht im Stundenlohn.

Das Leben im Slum setzt sich aus einem anderen psychischen Gewebe und einem anderen Ethos zusammen, als wir uns das in unseren Sädten gewöhnt sind. Lebbarkeit trotz der materiellen Not bleibt seine wichtigste Funktion, und die Werte konzentrieren



sich auf den sozialen Zusammenhalt. Es gibt wenig Aggression, weder in der Familie noch unter Klassen. Ich muss mit jenen, die auf der Strasse leben, kein Mitleid haben, die Armut trägt hier kein sozial-wirtschaftliches Stigma, wie ich es von zuhause kenne. Gewalt, Drogenmissbrauch, Alkoholismus sind in diesen Strassen nahezu unbekannt.

Um diesen Menschen gerecht zu werden, muss man die Strukturen erkennen, die unter der Oberfläche von Kalkutta liegen. Hier, auf der abstrakteren Ebene, tritt langsam die wahre Wirklichkeit der Stadt und ihrer Slums hervor. Sie ist zweifach: Es gibt diese Oberfläche, die Bettler und den Schmutz, den Zerfall und die Anarchie; die Kamera kann sie einfangen. Die Fassade verdeckt aber das viel Wesentlichere: den Lebenswillen der Stadt. Wer daran kratzt, wer den Lack wegputzt und den Schutt beiseiteräumt, kommt in Kontakt mit der unsichtbaren Stadt und einem verborgenen, kraftstrotzenden Leben, das voller Möglichkeiten steckt.

Die Menschen sind hier wach wie selten irgendwo. Sie kämpfen wie niemand sonst und akzeptieren ihr Schicksal mit einer inneren Gelassenheit, die tief beeindruckt. Für dieses Gesicht Kalkuttas fehlt uns die Vorstellungskraft. Kalkutta mag den Anforderungen, die wir an eine moderne Grossstadt stellen, nicht genügen, aber ich realisiere, dass es unter dem zerschundenen Gesicht, das die Aussenwelt sieht, ein anderes, ein menschlicheres Gesicht hat, als es sonst irgendwo zu finden ist.

Eine sterbende Stadt, die nicht sterben will, oder, besser gesagt, die ein ausserordentliches Vertrauen in ihr Schicksal hat – wie die Patienten in Mutter Teresas Heim für Sterbende, wo ich arbeite und Zeuge der stillen Zufriedenheit seiner Insassen werden durfte. Auf meine Frage, ob dies nicht vielleicht Resignation sei, verneinte eine Schwester energisch: «Ich bin jeden Tag aufs neue von ihrer Kraft beeindruckt. Sie geben uns so viel mehr, als wir ihnen geben können!»

Dasselbe lässt sich auch von Kalkutta sagen, und für den Mann aus dem Westen haben die Ausstrahlung und der Mut der Menschen, die hier leben, etwas absolut Faszinierendes.

LEO JACOBS

*Menschen mit dem «Familienbetrieb» auf den Schultern sind ein vertrauter Anblick. Das gilt für Schuhmacher und Mineralwasser- oder Zigarettenverkäufer ebenso wie für die zahlreichen Reparaturdienste. Frauen haben meistens einige Rupien übrig für eine Blume, die sie ins Haar stecken, oder für einen kleinen Strauss, den sie im örtlichen Tempel der Göttin Kali zu Füssen legen.*